



Wir haben
Ihr neues Zuhause!

LEBEN

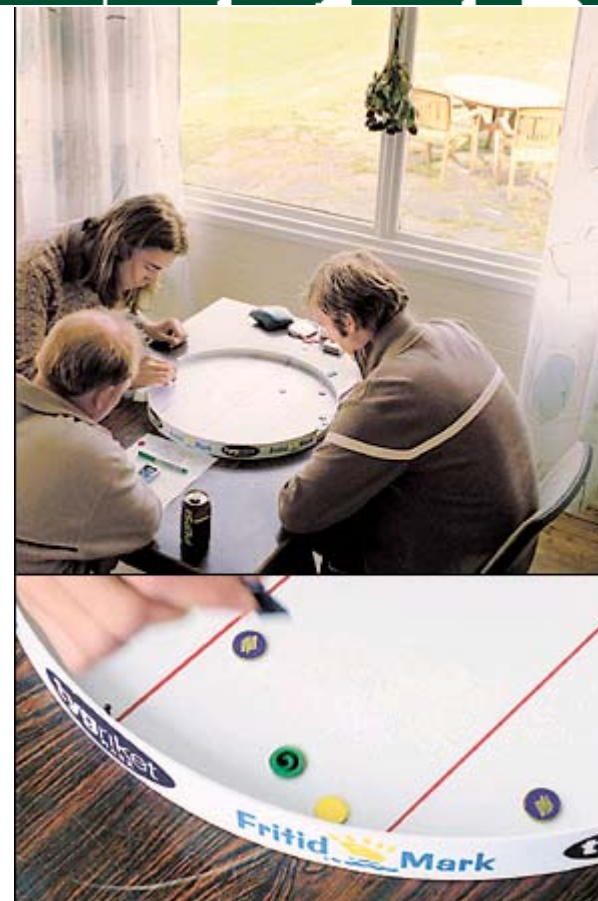
/leben zeit.de/

TROCKENEISÜBUNG

Die Pfennigfüchse

Ein Spielfeld aus Sperrholz, ein Kosmetikpinsel als Eismaschine – bei den 25. Weltmeisterschaften im Tischeishockey in Schweden waren Studenten, Banker und Philosophen noch einmal auf Klassenfahrt

Von Susanne Gaschke



Mann gegen Mann statt Mannschaft gegen Mannschaft:
Der Neuling Benjamin Wuttke (li.) ringt mit dem Favoriten

Mario Rudolf (re.). Der Schiedsrichter bewacht die Cola-Dose
Fotos: Christa Ehrling für ZEIT Leben

Gleich am ersten Tag im Trainingslager kommt es zu einem schweren Unfall. Ein allzu ungestümer Spieler rast über das spiegelglatte Feld, rammt zwei gegnerische Verteidiger, durchbricht die hastig aufgerichtete Absperrung hinter dem Tor. Er stürzt. In die Tiefe. Durch eine Spalte zwischen den Holzbalken der Veranda. Hinein in den dichten weichen Fichtennadel-Teppich, der den Waldboden unter der Hütte bedeckt. Die verzeifelte Suchaktion der Familie Rollmann, bäuchlings, mit Taschenlampen, bringt ihn nicht wieder zum Vorschein.

Tischeishockey ist ein hartes, schnelles Spiel. Und *sudden deaths* wie diesen wird es noch viele geben während der diesjährigen Weltmeisterschaft im schwedischen Kinna. Das mag auch daran liegen, dass die Spieler so klein und schwächling sind, dünn wie Pfennige. Genau besehen *sind* sie Pfennige, alte, deutsche Pfennige. Tischeishockey-Teams haben fünf Mitglieder, wie Eishockeymannschaften – nur der Tormann fehlt. Als Puck dient ein Ein-Pfennig-Stück, die Spieler sind Fünfer, von ihren Spielführern liebevoll dekoriert. In Kinna laufen die leuchtend bunten Rainbow Warriors auf, die Sieger der WM in Sölden 1997. Und die glitzernden Golden Boys, Vizeweltmeister von Locarno 1994. Beide Mannschaften leben übrigens einträchtig bei der Dachauer Grundschullehrerin Sonja Müller, in einer Che-Guevara-Zigarilloschachtel.

Übers Spielfeld werden die Spieler mit Achter-Verbindungsstücken von Lego gepeitscht. An Schlagmaterial besteht mithin nie Mangel, es findet sich zu Hause in den Spielkisten der Kinder, manchmal engagieren sich auch Sponsoren, VW Nutzfahrzeuge etwa schenkte dem Münchner Freizeit Sport Club, der nationale wie internationale Meisterschaften ausrichtet, 150 Plättchen. Die Firma Lego selbst hat offenbar die Möglichkeiten eines unterstützenden Engagements noch nicht erfasst.

Einige Probleme bereitet der Umstand, dass sich die Spieler aus einer untergegangenen Geldsorte rekrutieren. »Es widerstrebt mir, Geld zu kaufen«, sagt der amtierende Tischeishockey-Weltmeister René Schweimler, im Zivilberuf Leiter

des U-Bahn-Fernsehens in Hannover. »Aber was sollen wir machen? Wir besorgen uns die Münzen bei eBay.« Gelegentlich gibt es fruchtlose Initiativen, als Spieler auch Plastik- oder Metallscheiben zuzulassen. Und immer wieder wird über eine Währungsreform diskutiert. Doch ob eine Umstellung auf Zwei- und Ein-Cent-Stücke bei einem Referendum im Verband die Mehrheit fände, ist so unsicher wie die Frage, ob Schweden jemals den Euro einführen wird.

Meistens gewinnen die Deutschen. Aber Österreich holt auf

Erfunden hat den ganzen Wahnsinn ein Mann, der mit seiner Begeisterung auch ein Sekte oder eine radikale Erweckungsbewegung führen könnte: der 43-jährige Münchner Journalist Peter Linden. Vielleicht zum Glück, vielleicht zum Nachteil der bundesdeutschen Gesellschaft verbrachte Linden die Schulstunden, in denen er sich einst langweilte, größtenteils mit Pfennig-Schnips-Übungen auf der Tischplatte und weniger mit der Entwicklung systemüberwindender Polit-Theorien. Die hat er zwar auch, verbreitet sie aber nur auf höchst friedliche Weise am Frühstückstisch. Seine Leidenschaft gilt dem Tischeishockey. Und diese Leidenschaft bindet eine verschworene Spielergemeinde an diesen ungewöhnlichen Sport. Kinna ist bereits die 25. Weltmeisterschaft, 64 Teilnehmer (dazu kommen Marketender und mitreisende Fans) aus fünf Nationen kämpfen hier um Medaillen und Weltranglistenplätze. Wie zuvor schon in Graz, Ebermannstadt, Paris, Edinburgh, Rhayader (Wales), An Daingean (Irland), ach, überall. Natürlich auch in München. Nach wie vor ist die bayerische Landeshauptstadt die Hochburg des Spiels, dominieren die Deutschen die internationalen Wettkämpfe. Aber Österreich holt auf.

Eigentlich sollte das Eröffnungsspiel in diesem Jahr an Bord einer Stena-Fähre stattfinden, nachts, irgendwo zwischen Kiel und Göteborg, auf dieser Route reisten die meisten WM-Teilnehmer an. Doch man konnte sich mit der Fährlinie nicht auf zufrieden stellende Sponsoring-Konditionen einigen und verschob die Eröffnung. Eine weise Entscheidung, wie sich herausstellte, denn der Wind blies übertrieben herbstlich und hätte die Horizontallage der Spielfelder, die für einen fairen Spielverlauf nötig ist und mit Wasserwaagen ermittelt wird, ohnehin zunichte gemacht. Außerdem hatten viele Spielführer genug Mühe damit, Bier und Abendessen im Magen zu behalten. Neulinge konnten an Bord schon einmal nach

potenziellen Gegnern Ausschau halten: Wer kommt infrage? Wer könnte dazugehören? Wer fährt allen Ernstes für zehn Tage in die schwedische Einöde, um dort in Zelten und Hütten zu hausen und in Kneipen und Jugendzentren *Tischeishockey* zu spielen – ausgerechnet in einem Land, in dem Eis-Eishockey so angesehen ist?

Die Antwort lautet: Man sieht es ihnen nicht an. Da ist das Ehepaar in den Fünfigern, das frohlockt, weil WM-Termin und nordrhein-westfälische Sommerferien endlich einmal kompatibel sind. Da ist Sonja Müller, die sagt: »Ich bin Grundschullehrerin. Kennst du Grundschullehrerinnen? Dann kannst du dir vorstellen, dass ich manchmal raus muss.« Da ist der aufgehende Berliner Kabarett-Star Bodo Wartke (der aus dem Stand den 28. WM-Platz belegen wird) und der 23-jährige Philosophiestudent Benjamin Wuttke, der aussieht wie Winnetou und entsprechend gut ankommt. »Im letzten Jahr hab ich dem Ben alle Tricks beigebracht«, klagt Sonja Müller, »und dann hat er mich im Vorrundenfinale rausgekickt.« In diesem Jahr liegt auf Bens Schultern die Last des früh Erfolgreichen: Wird er seinen 16. Platz verteidigen können? Oft sieht man ihn allein an einem der schwedischen Seen stehen, den Blick gedankenverloren in die Ferne gerichtet, in der Schlaghand eine Dose Wernesgrüner.

Der *FAZ*-Wirtschaftsredakteur, der Dozent für die Philosophie der Naturwissenschaften, die Schauspielerin und der Bankangestellte mit den Glitzer-Flip-Flops und den grün lackierten Zehennägeln: Was suchen sie hier? Zunächst sicher das Spielerlebnis. Es ist zutiefst befriedigend, die Münzen über das Eis jagen zu sehen; bei Könnern löst ein einziger Schlag ein ganzes Spielerballett aus. Zudem ist *Tischeishockey* einsteigerfreundlich – Neulinge beherrschen die Grundzüge des Spiels schnell. Doch vor allem scheint es um einen eigentümlichen *community spirit* zu gehen, eine Erfahrung irgendwo zwischen Klassenfahrt und Falken-Zeltlager. Dieser Gemeinschaftsgeist umweht zumal den Erfinder des Spiels, Gründer des Vereins und neunmaligen Weltmeister: Fast jeden Teilnehmer verbindet mit »dem Peter« eine längere oder neue Freundschaft. Jede von ihm organisierte Weltmeisterschaft ist zugleich ein Urlaubsangebot, eine Gelegenheit, Gastland und Leute kennen zu lernen, am Lagerfeuer zu sitzen, zu wandern, mit dem Kanu zu

kentern oder sich bei einer *Sauna extreme gegenseitig mit Honig einzustreichen*.

Die politische Grundhaltung der Gemeinde ist, soweit sie zur Sprache kommt, eindeutig links: antikapitalistisch, antiamerikanisch, Dritte-Welt-solidarisch, mit einem verächtlichen Schnaufen für die Politik der rot-grünen Regierung. Die Truppe ist zwar pluralistisch: Es dürfen auch Anlageberater und Rückversicherungsangestellte mitfahren. Aber deren Weltbild ist hier nicht tonangebend.

Dazu passt die charmante Gründungslegende der Bewegung. Peter Linden lehnte vor Jahren das 50000-Euro-Angebot eines Herstellers ab, der Lindens Idee kommerziell zu vermarkten trachtete – der aber wollte den selbst organisierten Charakter seines Spiels erhalten. Der Verein gibt die Bretter zum Selbstkostenpreis von 30 Euro ab, Spieler und Schläger inklusive. Die Urform des Brettes war ein Pilstablett mit ausgesägten Griffen als Toröffnungen. Heute wird das Standardspielfeld aus Sperrholz gemacht. Man bestreut es mit Carrom-Pulver, einem feinen Gleitpuder, das sonst beim japanischen Fingerbilliard Verwendung findet. Kosmetikpinsel dienen als Eismaschinen. Mit Bandenwerbung verdient der Verband etwa 10000 Euro im Jahr; das reicht, um Familien und Studenten Anreise und Unterkunft bei der WM zu einem günstigen Preis anzubieten.

Das diesjährige Turnierfeld trägt das Logo des örtlichen Tourismusverbandes und die Aufschrift »Tygriket«. Das »Stoffreich« im Bezirk Mark, zirka 60 Kilometer nördlich von Göteborg, gilt als Wiege der schwedischen Textilproduktion. Bei Marks Kommun arbeitet WM-Gastgeber Kaj Bergmann. Er ist »Fritidskonsulent« und sorgt normalerweise dafür, dass Kinder in den durchweg traumhaften schwedischen Jugend- und Freizeitzentren sinnvoll und zugleich selbstbestimmt beschäftigt werden. Als altem Anti-Vietnamkriegs-Kämpfer ist ihm freilich auch der internationale Gedanke wichtig, und die Tischeishockey-WM bietet einen schönen Anlass zur friedlichen Völkerverständigung. In jede der acht Endrundengruppen wird darum ein schwedischer Spieler hineingelost; Neuling Cavel schafft es auf Anhieb auf den achten WM-Platz.

Kaj Bergmann hat den herrlichen Campingplatz in Hanatorp ausgesucht, auf dem

die Eishockey-Gemeinde ihr Lager aufschlägt, die Studenten in Zelten, Familien und Begüterte in Hütten. Völlig geheilt werden können die Ungleichheiten der bürgerlichen Gesellschaft auch hier nicht: Während die einen über dem Propangaskocher Ravioli aufwärmen, gibt es in Norberts und Wolfis Hütte Steinpilz-Tortellini mit Salbeibutter, Aosta-Schinken, zum Frühstück Lachs und pinkfarbenen Prosecco. Ganz zu schweigen vom frisch gebrühten Espresso aus der tragbaren Hochleistungsmaschine.

Doch die Qualität der Verpflegung bleibt offenbar ohne direkten Effekt auf die Leistungsfähigkeit der Spieler, abgesehen vielleicht von Benjamins Beruhigungs-Bier, das eine *Conditio sine qua non* zu sein scheint. Überhaupt Bier: Weise sind diejenigen, die auf der Fähre entsprechende Vorräte gebunkert haben. Schweden hat zwar seine strikte Alkoholpolitik gelockert und erlaubt jetzt den Verkauf von 3,5-prozentigem statt bisher nur 2,2-prozentigem Leichtbier im Supermarkt. Aber alle anderen Alkoholika werden nach wie vor allein im »Systembolaget« abgegeben, dem staatlichen Alkoholgeschäft. Und ein solches findet man selbstverständlich nicht auf einem Familiencampingplatz. Besitzer von Weinflaschen avancieren auf diese Weise zu umschwärmten gesellschaftlichen Mittelpunkten.

Bruder schlägt Bruder – der Familienfrieden ist gestört

In der Finalrunde hört der Spaß auf. Das Freizeitzentrum in Mos Strand wird Schauplatz großer Hoffnungen, harter Gefechte und tiefer Enttäuschungen. Relativ leicht nimmt seine Niederlage der *FAZ*-Redakteur: Er verliert gegen den BWL-Studenten und letzten Sieger des deutschen Masters-Turniers, Lars Meier. »Schade«, sagt der Journalist, »ich hätte mir gern ein Masters-Sieger-Besieger-T-Shirt drucken lassen. Aber ich bin zufrieden damit, so weit gekommen zu sein. Schließlich ist dies erst meine zweite WM.«

Größere Verbitterung und eine nachhaltige Störung des Familienfriedens herrschen am Nebentisch: Dort hat Peter Hackenschmied, der Bankangestellte, seinen Bruder Gerhard geplättet, der eigentlich als Favorit

mit Titelchancen gehandelt worden war. Nebendran hört man dann wieder fröhliches Geplänkel: Norbert Knipp aus Hamburg-Eppendorf liebt nicht nur Aosta-Schinken, sondern auch kernige Spielkommentare, die seinen Gegner Reiner Klein allerdings weniger zu verwirren scheinen als den relativ unerfahrenen Schiedsrichter Jan-Ole Prasse. Politikstudent Prasse gibt den Spielführern so viele Auszeiten zur Planung der nächsten Spielzüge, dass das Spiel statt der vorgesehenen zwei Mal zehn Minuten (anders als beim Eishockey gibt es keine Drittel) fast doppelt so lange dauert.

Benjamin Wuttke schließlich verzweifelt fast an der frühen Anfangszeit für die Finalrunde: »Mitten in der Nacht« könne er sich einfach nicht konzentrieren, sagt Wuttke, der den Anstoß für ein entscheidendes Match um 11 Uhr am Morgen schlicht »unmenschlich« findet. Sein Gegner, der österreichische Unternehmensberater Mario Rudolf, ist ein ausgeschlafener Vollprofi, dem viele es zutrauen, Weltmeister René Schweimler vom Thron zu stoßen. Gegen den Newcomer Wuttke punktet er mühelos, mit minimalen Bewegungen aus dem Handgelenk. Immer wieder wird »der Ben« gezwungen, seine Abwehr zu öffnen. Die Regeln verbieten es ohnehin, mehr als drei Spieler im Defensivbereich vor dem eigenen Tor zu versammeln, aber in diese Gefahr gerät Benjamin kaum – seine Stürmer hängen nutzlos an Rudolfs Tor herum, ohne eine ernsthafte Bedrohung darzustellen, während der Weltranglistenzweite einen Treffer nach dem anderen einlocht. Mit dem Endspiel ist es Essig.

Schließlich kämpft aber auch Mario Rudolf nur um den dritten Platz, im Jugendzentrum Mariebergsparken, einem liebevoll renovierten Kinnaer Bauernhof. Sein Match gegen den Münchner und Publikumsliebbling »Wolfi« Stauner gehört zu den spannendsten Begegnungen dieser WM, das im Stuhlkreis versammelte Publikum starrt gebannt auf die große Videoleinwand am Kopfende des Saales. In der allerletzten Spielsekunde gelingt Stauner der Wahnsinnsausgleich zum fünf zu fünf. Eine Verlängerung von zwei Mal zwei Minuten bringt kein klärendes Ergebnis; erst das Penalty-Schießen entscheidet Rudolf für sich. Das Finale, das René Schweimler mit ruhiger Hand gegen den Tischeishockey-Veteranen Reiner Klein gewinnt, hat

dagegen fast etwas Routiniertes.

Im Übrigen sind nun auch alle hungrig. Man bedient sich am Taco-Buffer, man trinkt Leichtbier und mitgebrachten Wein und erwägt den Kauf mehr oder weniger geschmackvoller Elchhandtücher und Elchuhren, die in einer Ecke des Raumes feilgeboten werden. Dort gibt es auch kleine Stofftragebeutel für Mannschaften und eine runde Schultertasche, in der das Spielbrett komfortabel befördert werden kann – die Reise ins Tygriket war auch unter dem Gesichtspunkt technischer Innovationen nicht umsonst.

Die alten Hasen tauschen Erinnerungen an vergangene Meisterschaften aus, die Neuen versichern einander, sie wollten beim nächsten Mal, wahrscheinlich in Graz, wieder dabei sein. Zu *Dancing Queen*, *YMCA* und *Take On Me* tanzen, im Trockeneisnebel, schließlich alle: ganz kleine und mittlere Kinder, Jugendliche, Ausgewachsene. Um halb eins geht, so sind die Regeln des Hauses, das Licht an wie beim viel zu frühen Ende eines Klassenfestes. Draußen ist es kalt. Der Herbst kündigt sich an. Die Sterne leuchten hell und zwinkernd über den netten Irren aus Deutschland und der Welt.

(c) DIE ZEIT 02.10.2003 Nr.41

[Leben »](#)

[Druckversion »](#)

[Versenden »](#)